

Impulspost der EKHN Toleranz



Predigt zu Lukas 10, 25 – 37

von Dekan Matthias Ullrich

Textlesung

Der barmherzige Samariter

Und siehe, da stand ein Schriftgelehrter auf, versuchte ihn und sprach: Meister, was muss ich tun, dass ich das ewige Leben ererbe?

Er aber sprach zu ihm: Was steht im Gesetz geschrieben? Was liest du?

Er antwortete und sprach: »Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüt, und deinen Nächsten wie dich selbst« (5.Mose 6,5; 3.Mose 19,18).

Er aber sprach zu ihm: Du hast recht geantwortet; tu das, so wirst du leben.

Er aber wollte sich selbst rechtfertigen und sprach zu Jesus: Wer ist denn mein Nächster?

Da antwortete Jesus und sprach: Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab nach Jericho und fiel unter die Räuber; die zogen ihn aus und schlugen ihn und machten sich davon und ließen ihn halb tot liegen.

Es traf sich aber, dass ein Priester dieselbe Straße hinabzog; und als er ihn sah, ging er vorüber.

Desgleichen auch ein Levit: Als er zu der Stelle kam und ihn sah, ging er vorüber.

Ein Samariter aber, der auf der Reise war, kam dahin; und als er ihn sah, jammerte er ihn;

und er ging zu ihm, goss Öl und Wein auf seine Wunden und verband sie ihm, hob ihn auf sein Tier und brachte ihn in eine Herberge und pflegte ihn.

Am nächsten Tag zog er zwei Silbergroschen heraus, gab sie dem Wirt und sprach: Pflege ihn; und wenn du mehr aus gibst, will ich dir's bezahlen, wenn ich wiederkomme.

Wer von diesen dreien, meinst du, ist der Nächste gewesen dem, der unter die Räuber gefallen war?

Er sprach: Der die Barmherzigkeit an ihm tat. Da sprach Jesus zu ihm: So geh hin und tu desgleichen!

Liebe Gemeinde!

Es gibt Momente, da wären wir am liebsten allein auf der Welt.

Da nervt uns schon die Fliege an der Wand.

Wir wollen unsere Ruhe, doch... gerade jetzt klingelt es an der Tür.

Wir wollen Abstand, doch... einer rückt uns auf die Pelle.

Wir suchen die Abgeschlossenheit, doch... gerade jetzt hat unser Nachbar den größten Redebedarf.

Sie kennen sicher auch solche Augenblicke.

Da ist jede Begegnung, jedes Gespräch schon eines zu viel.

Wir sind der Auseinandersetzungen überdrüssig.

Vielleicht kommt uns dann sogar der Gedanke, eigentlich bräuchten wir überhaupt niemanden – außer uns selbst natürlich.

Uns beschleicht eine Art Robinson-Gefühl.

„Ich und meine Insel – was braucht es eigentlich sonst noch?“

Meist währt dieses Gefühl nicht sehr lange – zum Glück!

Denn wer nur bei sich selbst bleibt, wird auf Dauer einsam.

Und außerdem: Wir sind ja nicht allein auf dieser Welt – und das ist auch gut so.

Denn wir brauchen die anderen und sie brauchen uns.

Robinson Crusoe wünschte sich übrigens auch nichts sehnlicher als nicht mehr allein zu sein.

Also, es ist schon gut, dass es die andern gibt – selbst wenn sie uns manchmal nerven.

Und gut ist auch, dass sie uns manchmal sogar in die Quere kommen. Dass sie uns im Wege stehen – oder liegen.

So passiert es auch dem Menschen in unserem Predigtgleichnis. Er ist auf der Reise zwischen Jerusalem und Jericho, ganz für sich, nur mit

seinem Esel. Gerade war dem Gewusel der einen Stadt entronnen und freute sich vielleicht auf eine ruhige, beschauliche Wanderung bevor er in die Hektik der nächsten Stadt eintaucht.

Doch dann passiert es.

Da liegt ihm einer im Weg. Und der sieht nicht gut aus.

Diese Begegnung war nicht geplant.

Freilich, er könnte sagen: *„Den kenne ich nicht. Was geht der mich an? Er ist ein Fremder. Ich will jetzt in Ruhe allein meiner Wege ziehen. Und außerdem: Ich bin hier Ausländer.“*

Und tatsächlich heißt es im Gleichnis: *„Er war ein Samariter.“* Die Leute aus Samaria waren in der Gegend zwischen Jerusalem und Jericho in der Tat: Ausländer. Und waren hier außerdem... gar nicht gut gelitten.

Also, es gab Gründe genug, sich nicht stören zu lassen.

Es gab Gründe genug, um wegzusehen.

Es gab genug Gründe, um weiter zu gehen.

Zwei andere, erzählt die Geschichte, hatten genau das getan.

Der eine war ein Tempeldiener, ein Levit, und der andere ein Priester, also nicht nur Inländer, sondern sogar Menschen, die zur Hierarchie des Landes gehörten und denen das göttliche Liebesgebot sicher gut bekannt war.

Die einen laufen also vorbei – der andere bleibt stehen.

Der eine schaut hin – die anderen sehen weg.

Der eine kümmert sich um den am Wegesrand – die anderen kümmern sich nur um sich selbst.

So gibt es nach dieser Erzählung nur zwei Möglichkeiten, wie wir unseren Mitmenschen begegnen können.

Entweder wir übersehen sie oder wir schauen hin.

Entweder sie stören uns oder wir lassen uns durch sie stören.

Ein Drittes gibt es nicht.

Entweder ich lasse die Begegnung zu oder ich vermeide sie.

Entweder ich winde mich heraus mit der Frage: „Wer ist denn mein Nächster?“ oder ich werde dem, dem ich begegne, selbst zum Nächsten.

Darum geht es. Nicht wer mein Nächster ist, sondern dass ich zum Nächsten werde. Darin liegt der Clou der Erzählung über den helfenden Ausländer. Die Anfangsfrage des Gelehrten: „*Wer ist denn mein Nächster?*“ wird von Jesus am Schluss der Geschichte umgedreht: „*Wer ist zum Nächsten geworden, dem der unter die Räuber gefallen war.*“ „*Der die Barmherzigkeit an ihm tat.*“ „*Dann geh hin und tu desgleichen.*“

Gewöhnlich nennen wir doch die unsere Nächsten, die uns nahe stehen, die uns persönlich vertraut sind – unsere Familienangehörigen und Freunde, Parteigenossen oder Mitspieler im Sportverein.

„*Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.*“ Freilich, bei diesen, unseren „*nächsten Vertrauten*“ stimmen wir gerne zu.

Genau so hatten auch die Hörer Jesu das Liebesgebot der Thora bisher verstanden. Mit dem Nächsten ist mein Verwandter gemeint, mein Freund, mein Nachbar und Volksgenosse.

Aber wie ist das bei dem, den ich gar nicht kenne, der mir fremd und unangenehm ist, möglicherweise sogar noch eine andere Sprache

spricht, eine andere Hautfarbe hat, sich anders verhält und eine andere Religion hat?

Jesus macht uns mit dieser Geschichte klar: Das Liebesgebot kennt keine Grenzen, weil die Liebe keine Grenzen kennt.

In der Bergpredigt fragt er einmal sinngemäß: *Wenn ihr nur die liebt, die euch wieder lieben, was tut ihr dann besonders? Das tun ja selbst kaltblütige Mafialeute.*

Jesus weiß offenbar, dass genau da unsere größten Schwierigkeiten im Umgang miteinander liegen, dass wir ständig zwischen Fremden und Nächsten, zwischen Feinden und Freunden unterscheiden. Aber seine Botschaft von der Nächstenliebe bleibt nicht in unseren engen sozialen Bezügen stecken. Es macht keinen Sinn mehr zu fragen, wer denn mein Nächster sei, wenn ich selbst jedem zum Nächsten werden kann.

Die Sensibilität des Herzens entscheidet darüber und nicht die traditionellen Grenzen der jeweiligen Gesellschaft. Ein einziges Kriterium zählt: Die Liebe Gottes nachzuahmen. Und die gilt allen Menschen.

Leider wissen wir nicht, wie es mit dem Ausgeraubten und dem Samariter in unserer Geschichte später weiter gegangen ist. Vielleicht war diese Begegnung ja der Beginn einer wunderbaren Freundschaft, vielleicht wurden sie zu „*ziemlich besten Freunden*“, wie in dem gleichnamigen Kinofilm.

Vielleicht haben sie später einen jüdisch-samaritanischen Freundschaftsverein gegründet?

Wer weiß, was aus solchen Begegnungen werden kann?

Uns Deutschen sollte das nicht unbekannt sein, wie aus Feinden Freunde werden. Wir haben dies Wunder nach den furchtbaren Kriegen in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts selbst erlebt. In diesem Jahr vor genau 50 Jahren wurde zwischen Frankreich und Deutschland ein *Freundschaftsvertrag* geschlossen, nachdem man sich 150 Jahre lang bekriegt hatte. Was uns heute selbstverständlich ist – dass wir Freundschaftsvereine, Schülerbegegnungen und Städtepartnerschaften haben und dass ein Franzose, der bei einem bayerischen Verein spielt, Europas Fußballer des Jahres wird und von Deutschen bejubelt wird – das hätten sich unsere Großeltern kaum vorstellen können. Sie kannten unsere französischen Nachbarn nur als „Erbfeinde“, denen man nicht über den Weg trauen durfte, als „Franzmänner“, deren Kultur und Lebensart man ablehnte und denen man am besten nur mit aufgepflanztem Bajonett begegnete. Inzwischen begegnen wir uns mit offenen Armen und die Grenze zwischen unseren Ländern gibt es fast schon gar nicht mehr. Inzwischen ist aus dem Erbfeind ein „ziemlich bester Freund“ geworden.

So wie vielleicht auch beim Samariter und Verletzten.

Die Geschichte vom barmherzigen Ausländer handelt also nicht nur davon, wie einer Barmherzigkeit übt. Sie handelt auch von einer Begegnung zwischen Fremden. Sie handelt davon, wie traditionelle Grenzen zwischen Menschen verschiedener Länder, Kulturen und Religionen überwunden werden. *Liebe Deinen Nächsten, wie Dich selbst!*

Man könnte auch sagen: *Liebe ihn, auch wenn er dir fremd ist, auch wenn er anders ist als Du!*

Liebe Deinen Nächsten, denn er ist (nicht) wie Du!

So steht es auf einer Karte zum Toleranzjahr.

Das biblische Gebot der Nächstenliebe ist, so verstanden, auch die christliche Antwort auf die Frage der *Toleranz*.

Toleranz heißt nämlich nicht nur, den anderen zu erdulden und zu ertragen sondern vielmehr, sich für ihn zu interessieren, sich ihm zuzuwenden und ihn, so wie er ist, zu achten und zu respektieren. Und – ihm zu helfen, wenn er meine Hilfe braucht. So wie der Samariter es tat.

Von Theodor Fontane stammt der schöne Satz: *„Toleranz, die von der Freiheit stammt, ist ein Himmelskind und der schönsten eines, aber die Toleranz, die nichts ist als Umschreibung des Satzes „alles ist schließlich ganz egal“, die mag der Teufel holen.“*

Toleranz fängt also damit an, dass ich mich für den anderen interessiere, dass ich ihn ernst nehme, dass er mir nicht egal ist mit seinen Überzeugungen und seinem Schicksal.

Toleranz fängt mit dem an, was der barmherzige Samariter tut. Er bleibt stehen und schaut hin. Ihm ist der Mensch, der da auf seinem Weg liegt, nicht egal.

Toleranz, christlich verstanden, ist nichts anderes als Nächstenliebe.

Eine solche aktive Toleranz kann freilich nicht befohlen werden. Der Entwicklungspsychologe Eric Erikson hat in seinen Studien zur Identität des Menschen herausgearbeitet, dass nur die mit sich selbst identische Person zur Toleranz und zur Liebe fähig wird.

Tolerant kann also nur sein, wer sich selber kennt, wer einig ist mit sich und der Welt und wer sich geliebt und angenommen weiß.

So wächst die Toleranz ebenso wie die Liebe aus innerer Stärke. Sie kann nicht erzwungen werden, sondern entspringt einem freien, geschenkt und beschenkt Leben.

Niemand sollte das besser wissen, als wir Christen. Darum gehören auch beide Gebote zusammen und können nicht getrennt werden – das Gebot der Gottesliebe und der Nächstenliebe. Weil ich weiß, dass dieses Leben das große Geschenk Gottes an mich ist, weil ich erfahre habe, dass er mich liebt, mir vergibt und mir beisteht, darum werde ich mich auch meinem Nächsten liebevoll zuwenden.

Vielleicht liegt genau da unser Auftrag heute. Die biblische Botschaft, dass Gott alle Menschen liebt, um so nachdrücklicher weiterzugeben, damit aus religiöser Verwurzelung und Praxis eine tolerante, offene Gesellschaft wachsen kann.

Vor einiger Zeit las ich eine Geschichte, die sich 2005 in Palästina zugetragen hat und die sich fast wie eine moderne Version des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter liest.

Sie handelt von dem palästinensischen Jungen Achmed al-Khatib aus dem Flüchtlingslager Dschenin. Mit nur zwölf Jahren erlag er einem Hirntod infolge eines Kopfschusses. Israelische Soldaten hatten ihn drei Tage zuvor ins Visier genommen, als sie auf der Jagd nach Dschihad-Kämpfern etwas aufblitzen sahen - wie sich herausstellte, eine harmlose Spielzeugpistole. Achmeds Herz aber wird weiterleben, ebenso wie seine Niere, seine Lunge und seine Leber. Seinem Vater, Ismael al-Khatib, war der Gedanke bereits auf dem Weg in die Spezialklinik in Haifa gekommen, wohin sein schwerverletzter Junge schließlich verlegt worden war. Aus dem Fenster sah er spielende Kinder. *"Ich dachte"*, erzählt er später, *"wenn*

der schlimmste Fall eintritt, warum sollen dann nicht wenigstens andere Kinder gerettet werden?"

Als die Ärzte des Ramban-Hospitals in Haifa schließlich Achmed für klinisch tot erklären, willigt die Familie nach Konsultation mit dem Mufti in die Organentnahme ein. *"Nach unserem Glauben macht es keinen Unterschied, ob die Organe ein Jude oder ein Moslem bekommt"*, so Ismael al-Khatib. *"Hauptsache ist, dass dies als Botschaft des Friedens verstanden wird."* So erhalten sechs Israelis ein lebensrettendes Organ, unter ihnen das Drusenmädchen Samah, der Beduinenjunge Mohammed, und Menuha Rivka, Tochter orthodoxer Juden.

Menuhas Vater schämt sich heute. Noch während der Transplantation hatte er der Presse mitgeteilt, es sei kein schönes Gefühl ihn, dass die Niere von einem Palästinenser stamme.

Drei Jahre später besucht ihn der Vater von Achmed. Nun sitzen sie sich gegenüber, die Väter der verfeindeten Völker und Religionen. Und das eine Kind darf leben dank der Spenderniere des anderen Kindes. Menuhas Vater entschuldigt sich.

Liebe Deinen Nächsten, denn er ist (nicht) wie du!

Wer weiß, was aus solchen Begegnungen werden kann?

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre Eure Herzen und Sinne in Christus Jesus, unserem Herrn!

Amen.